

Maria Krautkrämer-Oberhoff

Biografiearbeit mit dem Lebensbuch „Meine Geschichte“ im Kinderheim St. Mauritz in Münster/Westfalen

Zusammenfassung: Es wird berichtet über die Erfahrungen mit dem Lebensbuch „Meine Geschichte“ als einem Instrument der Biografiearbeit in einer Jugendhilfeeinrichtung. An eine Darstellung von Inhalt und Aufbau des Lebensbuchs schließen sich konzeptionelle Gedanken zur Rolle der erwachsenen Begleiterin, Rolle der leiblichen Eltern und Rolle von Alter und Geschlecht der Kinder im Prozess der Biografiearbeit an. Es wird dafür plädiert, die Biografiearbeit in ein traumapädagogisches Rahmenkonzept einzubinden. Abschließend werden Überlegungen zu einer begleitenden Supervision angestellt.

„Als ich Biografiearbeit machte, habe ich endlich einmal etwas über meinen Vater erfahren. Ich kannte weder seinen Namen, noch wusste ich, was das für ein Mensch war“, äußert die 13-jährige Lena als ihr Resümee der Arbeit mit dem Lebensbuch, während der 9-jährige Ben mit der Frage beschäftigt ist, ob es jemand in seiner Familie gibt, dem er wichtig ist, außer Oma, die ihm schon öfter gesagt hat, dass sie an ihn denkt.

Mit Biografiearbeit fokussieren wir die vergangene und gegenwärtige Lebensgeschichte eines Menschen und erfahren deren emotionalen und sozialen Bedeutungsgehalt. Jeder Mensch ist Träger einer Biografie, niemand erstellt sie in ihrer Gänze selbst, sondern sie ereignet sich im Zusammenleben mit anderen in vielfältigen Situationen. Glinka sagt: „Biografie ist im wesentlichen geronnene Erfahrung aus Erlebnissituationen (...) Ausschnitte aus dieser Erfahrung werden in der Erinnerung Schicht für Schicht abgelagert“ (Glinka 2001, S. 215). Erst durch das Erzählen und Wiedererinnern verflüssigen sich die abgelagerten Erfahrungsschichten zu fühlbaren und emotionalen Ereignissen.

Mädchen und Jungen, die nicht bei ihren leiblichen Eltern, sondern fremduntergebracht aufwachsen, wissen häufig nur sehr wenig über ihren bisherigen Lebensweg. Beziehungsabbrüche, häufige Ortswechsel, mangelnde Versorgung und traumatische Erlebnisse haben, bezogen auf ihre Vergangenheit, oftmals ein inneres Chaos an diffusen Gefühlen – vermischt mit nur spärlichen Erinnerungen – hinterlassen. Die Eltern oder Familienangehörigen, die ihre persönliche Geschichte mit ihren bruchstückhaften Erinnerungen komplettieren könnten, stehen ihnen im Alltag nicht zur Verfügung. Dieses Defizit wirkt meist beunruhigend und verunsichernd auf die Kinder mit der Folge, dass sie ihren Kopf und ihre Seele nicht frei haben für ihr gegenwärtiges soziales Leben. Sie sind abgelenkt, unkonzentriert, träumerisch, unberechenbar, misstrauisch und reagieren auf Anforderungen schnell aggressiv. Sie erleben Schuldgefühle gegenüber ihren Eltern, weil sie zu

fremden Erwachsenen eine Beziehung aufgenommen haben und nicht bei ihnen geblieben sind. Sie fantasieren, dass sie nicht gut genug waren und deshalb die Schuld daran tragen, nicht mehr bei Mama und Papa zu sein. Sie schämen sich gegenüber Freunden und Mitschülern, weil sie nicht bei ihren leiblichen Eltern wohnen. Sie bewerten sich als schlecht, weil ihre Lebensgeschichte und Lebenssituation anders ist als jene, die sie üblicherweise bei Gleichaltrigen erleben. Für diese Kinder ist es besonders schwer, ein gutes Selbstwertgefühl zu entwickeln und eine stabile Identität aufzubauen.

Ein Teil ihrer Unruhe ist ohne Frage auf die Erinnerungslücken in ihrer Biografie zurückzuführen. Diese Lücken werden oftmals durch Fantasien gefüllt, die die Vergangenheit entweder als durch und durch schlecht in Erscheinung treten lassen, oder aber sie wird übermäßig und in unrealistischer Weise idealisiert. Beides stellt ein Hindernis in der Entwicklung eines realistischen Selbstbildes dar. An diesem Punkt eröffnet die Biografiearbeit eine gute Chance, Mädchen und Jungen dabei behilflich zu sein, sich Teile der verlorenen Lebensgeschichte zurückzuerinnern, frühere Lebenssituationen zu rekonstruieren und das Gedächtnis anzuregen, sich an bestimmte Ereignisse zu erinnern und sie emotional zu fühlen.

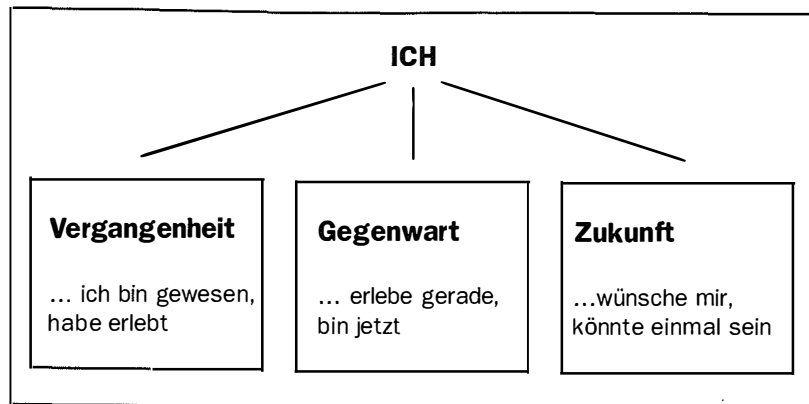
Biografiearbeit, wie sie sich seit einigen Jahren entwickelt hat, wird von vertrauten erwachsenen Personen angeregt und begleitet, sie weist dem Kind die zentrale aktive Rolle bei der Erforschung seiner Lebensgeschichte zu. Als methodisches Vehikel für diese „Forschungsarbeit“ hat sich das „Lebensbuch“ als nützlich und wirksam erwiesen, das nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart und die Zukunft in den Blick nimmt. Die Methodik des Lebensbuches berücksichtigt die Tatsache, dass Kinder nicht nur gegenwartsverhaftet sind, sondern mithilfe von Erzählanreizen die Möglichkeit haben, sowohl ihre Vergangenheit zu erinnern als auch Zukunftsvorstellungen zu ihrem Leben zu artikulieren, über die sie bereits recht lebhaft verfügen.

Die Autorin hat zusammen mit ihrer Kollegin Katrin Hasenbein 2005 ein Lebensbuch „Meine Geschichte“ entwickelt und erstellt, das für die praktische Arbeit mit Mädchen und Jungen im Kinderheim St. Mauritz in Münster/Westfalen konzipiert ist. Bevor erste Erfahrungen mit diesem Instrument der Biografiearbeit dargestellt werden, soll zunächst einmal das Lebensbuch in seinem Aufbau und Inhalt vorgestellt werden.

Das Lebensbuch „Meine Geschichte“

Das Lebensbuch soll in kindgerechter Weise Anreize bieten, über die eigene Person, ihre Herkunft und ihr bisheriges Gewordensein nachzudenken und dabei Erlebnisse und Erfahrungen zu erinnern, zuzuordnen und in einen Zusammenhang zu bringen. Neben den Stationen der Lebensvergangenheit werden auch gegenwärtige

ge Situationen und imaginative Zukunftsvorstellungen zum Thema gemacht. Die folgende Abbildung verdeutlicht das Zeitfenster des Lebensbuches:



Durch farbige strapazierfähige Blätter und bunte Zeichnungen wird das Kind dazu angeregt, Fotos einzukleben, zu malen, Collagen zu basteln, Namen in einen Stammbaum einzutragen und durch gezielte Fragen von seiner Ursprungsfamilie zu erzählen. Das Lebensbuch ist eine lose Blattsammlung in einem Ringbuch, aufgeteilt in Basisblätter und in optionale Blätter.

Die Basisblätter haben zum Thema:

- Das bin ich
- Meine Geburt
- Das ist meine Mutter, mein Vater
- Wer noch alles zu mir gehört (Geschwister, Tante, Oma etc.)
- Und so sind wir alle verwandt (Stammbaum)
- Gemeinsamkeiten und Unterschiede zur Mutter/zum Vater
- Als ich noch klein war
- Kindergarten
- Erinnerungen an schöne Erlebnisse
- Mein erster Tag im Kinderheim
- Als ich das Kinderheim und die Gruppe schon besser kannte
- Mein erster Geburtstag im Kinderheim
- Meine Schule
- Wenn ich aus dem Kinderheim ausziehe
- Meine Gedanken über meine Zukunft

Diese Themen treffen in der Regel für jedes Kind zu. Um auch solche Situationen einzufangen, die für einige der Kinder spezifisch sind, sind optionale Blätter angefügt, die bei Bedarf hinzugenommen werden können. Dort geht es um Themen wie:

- Mein Haustier
- Mein Herkunftsland
- Gesundheit/Krankheit
- Jemand ist gestorben
- Meine Pflegefamilie
- Trennung der Eltern
- Landkarte der Umzüge
- Mein Hilfeplangespräch am ...
- Wie ich mich fühle
- Was ich am liebsten mag
- Worauf ich stolz bin

Das Lebensbuch gehört dem Kind und wird ihm beim Wechsel z. B. in eine Pflegefamilie mitgegeben. Beliebig viele wichtige Dokumente von den Eltern oder nahestehenden Personen können eingefügt werden. Die Arbeit mit dem Lebensbuch sollte für eine verabredete Zeit von ca. drei Monaten mit dem Kind stattfinden und bei aktuellen Anlässen und bei Bedarf erneut aufleben. Es geht nicht darum, die gesamte Biografie bis ins Kleinste zu erfassen, sondern sich denjenigen Abschnitten, Phasen und Begebenheiten zuzuwenden, die den Mädchen und Jungen jeweils wichtig sind. Sie selbst bestimmen, worüber sie sprechen möchten. Die erwachsene Begleitperson hat vornehmlich die Funktion, mithilfe des Materials das Erinnern und Erzählen anzuregen.

Beginnen kann man die Biografiearbeit mit dem Lebensbuch ab einem Alter von drei Jahren. Bei den Kindern dieses Alters wird im Wesentlichen die begleitende Bezugsperson dem Kind erzählen, was sie aus Kontakten mit den Eltern oder aus den Unterlagen weiß. Gemeinsam mit dem Kind können dann Photos angeschaut werden. Ab einem Alter von fünf Jahren kann das Kind inhaltlich aktiv beteiligt werden. Anhand der Erzählanreize kann es etwas über seine früheren Erfahrungen und über sich selbst erzählen. Die erwachsene Begleiterin wird es dann für das Kind aufschreiben.

In der Regel sind Kinder im Alter von fünf bis zwölf Jahren sehr gut für die Bearbeitung ihrer Lebensgeschichte zu begeistern. Sie freuen sich, wenn sich jemand für ihre Geschichte interessiert, wenn ein Buch entsteht, in dem deutlich wird, dass sie da sind und schon früher gewesen sind – eine Art der Selbstvergewisserung. Geschehnisse werden festgehalten, sie sind nachlesbar, und dadurch nimmt die Lebensgeschichte allmählich Gestalt an. Dabei wird es mitunter auch geschehen, dass die Erinnerungen zu einem späteren Zeitpunkt neu bewertet werden.

Es ist für das Kind darüber hinaus wichtig, dass es gegenüber Dritten formulieren kann, warum es im Heim lebt. Antworten auf entsprechende Fragen lernt es bei der Arbeit mit dem Lebensbuch. Schwierig wird es, wenn es bezüglich der Herkunftsfamilie Geheimnisse oder Tabus gibt oder Dinge, die man nicht gerne erzählt, wie z. B. „Meine Mutter nimmt Drogen“ oder „Meine Mutter sitzt im Ge-

fängnis“ oder „Meine Pflegefamilie wollte mich nicht mehr.“ Solche schmerzlichen Realitäten sind nicht aus der Welt zu schaffen, aber man kann dem Kind dabei helfen, sie für sich in einer angemessenen Weise einzuordnen. Diese unangenehmen Tatsachen sollten weder bagatellisiert, noch geschönt, noch unausgesprochen bleiben. Die Formulierung einer für die Öffentlichkeit verträglichen Geschichte verhilft dem Kind dazu, zu lernen, was für „draußen“ – z. B. in der Schulklasse, auf dem Spielplatz, in der Peergroup – passend ist und was „drinnen“ im vertrauteren Rahmen besser aufgehoben ist. Die Kinder sollten plausible Begründungen und neutrale Bewertungen für sich selbst und im Kontakt mit anderen kennen lernen, denn sonst geraten sie leicht unter Druck und fühlen sich in Gemeinschaften beschämt und ausgegrenzt, oder sie fantasieren Lügengeschichten, die sie in zusätzliche Schwierigkeiten bringen.

Für die sehr kleinen Kinder im Alter bis zu drei Jahren befinden sich in dem Lebensbuch „meine Geschichte“ freie Seiten mit der Überschrift: Meine Zeit in der Bereitschaftspflegestelle. Diese sind für die Bezugspersonen in der Bereitschaftspflegefamilie gedacht, die hier über die Kleinkindphase zum Kind Wichtiges aufschreiben sollen. Mit Kindern im Vorschulalter oder auch mit jenen, die das Schreiben nicht mögen, übernimmt die Begleitperson im Beisein des Kindes diese Aufgabe und schreibt, was es erzählt.

Die Arbeit mit dem Lebensbuch ist in zweierlei Hinsicht von Bedeutung: Zum einen verhelfen wir dem Kind, seine Geschichte kennen zu lernen und realistische Deutungen für Erlebtes zu gewinnen, und zum anderen bringt dieses gemeinsame Erforschen einen Gewinn für die Bezugspädagogin und ihre Beziehung zum Kind, da sie neue Facetten am Kind kennen lernt.

Die Rolle der erwachsenen Begleitperson

Das Kinderheim St. Mauritz arbeitet mit dem Bezugspädagogensystem, d.h. ein Pädagoge bzw. eine Pädagogin kümmert sich intensiv um ein einzelnes Mädchen oder einen einzelnen Jungen, übernimmt die Hauptverantwortung in der Alltagsversorgung, kennt die Eltern, begleitet die Besuche, pflegt die Kontakte zu Kindergarten und Schule, ist aktiv im Hilfeplanprozess beteiligt. Da Biografiearbeit eine gute Vertrautheit zwischen Kind und Erwachsenen voraussetzt, ist es sinnvoll, dass die jeweilige Bezugsperson auch den Prozess der Arbeit am Lebensbuch begleitet.

Wir haben uns bewusst für den Begriff „Begleiter“ bzw. „Begleiterin“ entschieden, denn er charakterisiert die besondere Haltung, die uns in der Interaktion mit dem Kind bedeutsam ist. Es geht darum, dass das Kind bestimmt, was wichtig ist, und dass seine Sicht der Dinge maßgeblich ist und Akzeptanz findet. Zwischen beiden Personen sollte eine gute und belastbare Beziehung bestehen als Vorausset-

zung dafür, dass es sich um einen nicht ganz einfachen Suchprozess handelt. Für die Begleitperson muss gelten, dass sie in der Phase der Biografiearbeit verlässlich zur Verfügung steht und die Termine einhält. Sie sollte eine dem Entwicklungsstand des Kindes entsprechende Sprache finden, es im Ansprechen von schwierigen Themen, die bisher nicht bekannt waren, nicht überfordern und darüber hinaus auf eine Atmosphäre achten, die es dem Kind ermöglicht, sich einzulassen und neugierig zu sein.

Es ist grundsätzlich nicht notwendig, dass die Begleiterin über eine besondere methodische Ausbildung verfügt, um Biografiearbeit zu machen. Sie sollte aber innerlich darauf eingestellt sein, dass sie mit dem Kind eine prozesshafte und emotional bedeutsame Arbeit beginnt. Leitende Fragen können ihr helfen, einen Einstieg zu finden: Was muss ich zu dem, was ich bereits über das bisherige Leben des Kindes bzw. den Jugendlichen weiß, ergänzen, und wer und wo sind hier die Bezugsquellen? Wer gehört zur Herkunftsfamilie? Welche Umstände haben dazu geführt, dass es zu dem, wie es heute ist, gekommen ist? Wer hat welche Entscheidungen getroffen? Was ist dem Kind widerfahren? Welche Perspektive wird angestrebt und was macht das für einen Sinn?

Die Rolle der leiblichen Eltern

Neben Aktenstudium und Gesprächen mit Jugendamtsfachkräften, ist – soweit möglich – auch die persönliche Kontaktaufnahme mit den leiblichen Eltern wichtig. Die Eltern sollen aus ihrer Sicht die damalige Lebenssituation ihrer Tochter bzw. ihres Sohnes darlegen können. Gar nicht so selten verfügen sie über ein bisher nicht bekanntes Wissen aus der Kleinkindzeit, besitzen Fotos, Briefe bzw. Geschenke, können von Familienangehörigen oder Freunden erzählen, denen ihr Kind wichtig war. Die Begleitperson kann durchaus die Mutter und/oder den Vater bitten, einen Brief an ihr Kind zu formulieren, die sie möglichst an Ort und Stelle selbst aufschreiben sollten, denn erfahrungsgemäß schaffen Eltern es danach nicht so leicht, ihre guten Vorsätze zu realisieren. Wenn es auch als gering erscheint, so können selbst kleine Tatsachenbeschreibungen für das Kind sehr wertvoll sein. So schrieb z. B. eine Mutter: „Liebe Carolin, ich erinnere an die Zeit als du ein Baby warst Folgendes. Du warst ein kleines süßes Mädchen, hast gerne gelacht, nachts öfter geweint, wenn du Hunger hattest. Dein Lieblingsspielzeug war ein Teddy, Oma hat oft auf dich aufgepasst, sie wohnte nicht weit weg von uns.“

Die Begleitperson sollte ihrerseits die Inhalte aus dem Treffen aus eigener Perspektive mit einem Zusatzschreiben ergänzen und vor allem die Gesprächsszene mit dem Vater oder der Mutter fotografisch dokumentieren. Möglicherweise sind mehrere Gespräche sinnvoll, an denen die Kinder auch selbst teilnehmen. Alternativ könnte eine Collage erstellt werden, aus der plastisch hervorgeht, wie es früher

war, und die dem Kind Antworten auf seine Fragen gibt: Wie sah ich aus? Wer hat mich gefüttert? Wer hat mich auf dem Arm gehabt? Wo lebte ich? Wer hat mit mir gespielt, womit habe ich gerne gespielt?

Auch Geschwister, Großeltern oder weitere Personen aus der Familie oder dem Umfeld des Kindes können sich als frühere Beziehungspersonen herausstellen und zu wichtigen Informationsträgern werden.

Über die früheren Lebensumstände der leiblichen Eltern sollte möglichst viel in Erfahrung gebracht werden, auch aus dem Grund, damit das Kind verstehen lernt, dass es nicht seine Schuld war, dass das familiäre Zusammenleben gescheitert ist. Empathisches und sensitives Einfühlungsvermögen sind hier wesentliche Variablen bei der Bearbeitung der Geschichte und die Fähigkeit, die Informationen mit dem Kind in einer Weise zu strukturieren und zu bewerten, dass sie einerseits entlastend wirken und zum anderen den Aufbau eines realistischen Bildes seines Selbst und seiner Geschichte unterstützen.

Die Rolle von Alter und Geschlecht der Kinder

Biografiearbeit mit Mädchen und Jungen im jugendlichen Alter erfordert Zusatzkenntnisse. Oftmals zeigen Pubertierende eine geringere Bereitschaft, sich mit den Eltern und den Geschehnissen von früher aktiv auseinanderzusetzen, sondern sie suchen im Gegenteil Abstand davon. Auch gegenüber Pädagogen und Pädagoginnen, die Eltern- bzw. Erziehungsfunktion inne haben, zeigt sich diese Distanzierungs- und Abkapselungstendenz. Am liebsten sind sie mit der Gruppe der Gleichaltrigen zusammen.

Doch es wäre falsch, aus diesem Verhalten den Rückschluss zu ziehen, dass Jugendliche an Fragen bezüglich ihrer Herkunft nicht interessiert seien. Genau das Gegenteil ist oft der Fall: Sie haben Interesse, können es aber nicht wirklich zulassen und müssen so tun, als sei das alles „blöde“. Doch in Wirklichkeit sind sie intensiv mit den Fragen beschäftigt: „Wer bin ich?“ „Woher komme ich?“ „Warum ist alles so gekommen?“ „Gibt es überhaupt jemand aus meiner Familie, der mich liebt?“

Ihr Leben ist oft von großer Sehnsucht nach einer heilen Familie geprägt, sie machen sich illusionäre Bilder und Vorstellungen von „glücklichen“ Familien, die ihnen in Fernsehserien als normale Familienrealität vorgespielt werden. Sie spüren ihre unerfüllten Wünsche nach Geborgenheit und Liebe, bei oft gleichzeitiger Angst und tiefer Verunsicherung vor Nähe und Verbindlichkeit in Beziehungen. So äußert die 13-jährige Helena: „Ich wünsche mir so eine richtig glückliche Familie mit Geschwistern, Pferden und allem Schönen.“ Doch zu gleicher Zeit ist sie über Tage verschwunden und entzieht sich jeglicher Beziehungsaufnahme.

Während Mädchen in der Regel gerne erzählen, lehnen Jungen dies eher ab.

Die Biografiearbeit bedarf hier sowohl einer geschlechtsspezifischen als auch einer aktivitätsorientierten Methodik. So fuhr die 15-jährige Verena zusammen mit ihrer Bezugspädagogin in die Stadt, in der sie bis zu ihrem vierten Lebensjahr mit ihren Eltern und ihrem Bruder gelebt hatte. Sie begab sich auf die Suche nach dem früheren Wohnhaus, dem Kindergarten und den Spielplätzen, Orte, die für sie einmal wichtig waren. Sie machte Fotos davon und sprach mit Leuten, die ihre Herkunftsfamilie kannten. Der 16-jährige Pietro verbrachte eine Woche mit seinem Bezugspädagogen bei seiner Großmutter in Portugal, bei der er die ersten Lebensjahre aufwuchs. Sie lernten gemeinsam weitere Familienmitglieder kennen und konnten ein Genogramm erstellen und wichtige Bezugspersonen herausfinden. Und die 16-jährige Tanja suchte in einer ihr fremden Stadt nach ihrem obdachlosen Vater.

Zum Festhalten von Ereignissen und Suchen von Orten aus der frühen Kindheit eignen sich für Jugendliche oftmals der PC und die vielfältigen Möglichkeiten des Internets. Das Lebensbuch vermag hier kaum Anreize zu liefern. Es erscheint lohnend, hier noch weitere Methoden zu erproben, die jugendlichen Mädchen und Jungen in ihren unterschiedlichen Entwicklungsbedürfnissen entgegen kommen und ihnen die eigene Lebensgeschichte näher bringen.

Biografiearbeit im Rahmen eines traumapädagogischen Konzepts

Die Arbeit mit dem Lebensbuch „Meine Geschichte“ sowie vergleichbare abgewandelte Formen für ältere Mädchen und Jungen können dazu beitragen, dass beunruhigende Wissenslücken zur eigenen Lebensgeschichte aufgefüllt werden. Der freiwillige und offene Kontext, in dem diese „Arbeit“ stattfindet, ermöglicht ein differenziertes und unangestregtes Betrachten von Lebenserfahrungen und Lebensabschnitten. Die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass die Kinder in der Regel gerne und ausführlich erzählen, und es kommen dadurch Geschehnisse ans Licht, die bislang, wenn auch gewusst, so doch noch nicht ernsthaft auf ihre Bedeutung hin bedacht worden sind. Die Integration dieses latenten Wissens ins bewusste Denken schafft gute Voraussetzungen dafür, dass sich bei den Mädchen und Jungen zunehmend ein Identitätsgefühl und ein realistisches Selbstbild entwickeln können.

Doch so spielerisch und pädagogisch das Setting auch angelegt ist, die Beschäftigung mit lebensgeschichtlichen Erinnerungen kann auch zu tiefergehenden Gefühlen führen und Verunsicherungen oder gar Ängste beim Kind auslösen. Dies kann insbesondere bei solchen Mädchen und Jungen auftreten, die in ihrem Elternhaus traumatisiert worden sind, sei es durch körperliche Gewalt, sexuellen Missbrauch, psychische Dysfunktion der Eltern oder durch andere Situationen, die die kindliche Angsttoleranz und die zur Verfügung stehenden Bewältigungsstrategien überfordert haben.

Werden in der Biografiearbeit solche überwältigenden Angsterfahrungen wieder aufgerufen, so kann eine negative Erfahrung für das Kind wie für den Pädagogen nur vermieden werden, wenn der erwachsene Begleiter die nötige Kompetenz besitzt, mit der entstandenen Situation sachgerecht umzugehen. Das heißt, es wäre von großem Vorteil, wenn die Biografiearbeit in ein traumapädagogisches Konzept (vgl. Weiß 2003) der jeweiligen Jugendhilfeeinrichtung eingebunden ist. Bislang hat man die Arbeit mit dem kindlichen Trauma ausschließlich an das psychotherapeutische Setting delegiert. Dort wird auch weiterhin der Schwerpunkt der Traumarbeit liegen. Doch führt die Diskussion in jüngster Zeit mehr und mehr dazu, die Ressourcen eines sozial- und heilpädagogischen Umfeldes ebenfalls für eine positive Einflussnahme auf Traumata zu nutzen. Es ist eine Pädagogik gefragt, die den betroffenen Mädchen und Jungen Chancen zur Traumabearbeitung im Lebensalltag bereitstellt. Ein traumapädagogischer Ansatz setzt die Verinnerlichung einer bestimmten Haltung voraus, aktiviert Selbstbildungsprozesse bei den Mädchen und Jungen, bietet verlässliche Beziehungen, schafft sichere und transparente Strukturen und schafft ein tragendes Netz von Pädagogik und Therapie.

Die gezielte Beeinflussung von Traumata bei Kindern in Jugendhilfeeinrichtungen setzt bei den Pädagogen und Pädagoginnen natürlich eine in intensiven Fortbildungen erworbene Diagnose- und Interventionskompetenz voraus. Traumata entstehen, wenn die Anpassungsmechanismen versagen und das Kind von nicht mehr zu kontrollierenden Angstgefühlen überschwemmt wird. Als pädagogische Fachkraft muss man die verursachenden Zusammenhänge und die daraus entstehenden protektiven Verhaltensweisen beim traumatisierten Mädchen und Jungen wahrnehmen und verstehen können. Als Folgeerscheinungen erlittener Traumata können bei ihnen u. a. auftreten: ein beeinträchtigtes Bindungsmuster, verzerrte Wahrnehmung, instabiles Selbstkonzept, diffuse Gefühlszustände, Panikattacken, Impulsausbrüche etc. Solche Phänomene treten nicht selten im Wohngruppenalltag auf, können aber gerade durch eine intensiviertere Erinnerungsarbeit auch in der Biografiearbeit ausgelöst werden. Der traumapädagogisch nicht fortgebildete Sozialpädagoge wird solch einer plötzlich auftretenden Situation wahrscheinlich hilflos gegenüberstehen und möglicherweise nicht die geeigneten Mittel finden, die aufgetretenen Affekte zu beruhigen.

Es ist deshalb wünschenswert, die Biografiearbeit in einer Jugendhilfeeinrichtung in ein rahmendes Konzept von Traumapädagogik einzufügen, sodass die Biografiearbeit anbietenden Bezugspädagogen und Bezugspädagoginnen diese Phänomene nicht nur zu beruhigen wissen, sondern sie als eine Möglichkeit traumapädagogischen Handelns zu nutzen verstehen. So können sie z. B. dabei behilflich sind, dass das Kind sich einen inneren sicheren Ort schaffen kann, von dem aus es die panikartigen Affekte selbst wieder unter Kontrolle bekommt. Solche und ähnliche traumapädagogischen Maßnahmen würden natürlich die Bedeutung und den Wert von Biografiearbeit noch deutlich erhöhen.

Das Kinderheim St. Mauritz hat die Chancen und Möglichkeiten einer solchen Einbindung der Biografiearbeit in ein traumapädagogisches Rahmenkonzept erkannt und ist augenblicklich dabei, durch Fortbildung der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen dieses weiter gesteckte Ziel zu erreichen.

Abschließende Gedanken: Biografiearbeit und Supervision

Die Ausführungen machen deutlich, dass Biografiearbeit ein besonderer Prozess ist, der weit über ein Zusammentragen von Fakten hinausgeht und sowohl für das Kind wie auch die erwachsene Begleitperson eine emotionale Belastungssituation darstellen kann. Nicht bewältigte oder traumatische Erfahrungen können durch das Sprechen über die Lebensvergangenheit beim Kind wiederbelebt werden und es bedrohen. Auch das Gegenteil kann eintreten: Erfahrungen, die vom Kind oder vom System der Ursprungsfamilie tabuisiert worden sind, bleiben unausgesprochen, obwohl ein Erinnern hilfreich wäre, um aktuelle soziale oder emotionale Blockaden abzubauen.

Es gibt also vielfältige Klippen und Schwierigkeiten in der Durchführung von Biografiearbeit, die es angeraten sein lassen, diesen Prozess durch eine Supervision zu begleiten. Der Fokus der supervisorischen Begleitung könnte dabei zum einen auf das Kind gerichtet sein und dessen narratives Verhalten auf Besonderheiten und Auffälligkeiten hin untersuchen. Wo signalisiert das Kind, dass es ein bestimmtes Thema nicht tiefergehend explorieren möchte, weil es sonst von Ängsten überflutet würde? Wo vermeidet es ein Kind, einer familiären Realität ins Auge zu sehen und bleibt deswegen an eine illusionäre Vorstellung fixiert?

Bezüglich solcher Problemstellungen sind vom Bezugspädagogen Interventionsformen wie die Tiefeneinführung in Abwehrstrukturen einerseits, aber auch aufdeckende Konfrontationen andererseits gefragt, die nicht unbedingt zum alltäglichen Interventionsrepertoire gehören, sondern speziell eingeübt und entwickelt werden müssen. Zudem kann es der erwachsenen Begleitperson im Prozess der Biografiearbeit passieren, dass sie in die Dynamik von Übertragung, Widerstand und Vermeidung des Kindes hineingezogen wird, dies aber gar nicht bemerkt, weil sie möglicherweise unbewusst mit der Vermeidungstendenz des Kindes identifiziert ist. Ebenso können sich bei der pädagogischen Begleitperson persönliche biografische Ereignisse in den Vordergrund drängen, die ihre Wahrnehmung für die Gefühlsrealität beim Kind beeinträchtigen. In solchen Situationen entlastet ein reflexiver Prozess dabei, das eigene Erleben von dem des Kindes unterscheiden und verstehen zu lernen. Nicht zuletzt geht es um die Wahrnehmung und Verarbeitung von Gegenübertragungsgefühlen, die in der Beziehung zum Kind auftreten. Supervision ist hier ein geeignetes Instrument, den auftauchenden Schwierigkeiten zu begegnen.

Für den Fall, dass die Biografiearbeit in ein traumapädagogisches Gesamtkonzept der Jugendhilfeeinrichtung eingebunden ist, wäre es allerdings wünschenswert, wenn nicht nur die pädagogischen Fachkräfte, sondern auch der Supervisor und die Supervisorin über traumapädagogische Kenntnisse und Kompetenzen verfügen würden. Die Traumapädagogik hat damit begonnen, bestimmte Verfahrensinstrumente – diagnostische Eingangsgespräche, imaginative Verfahren, sicherer Ort, ritualisierte Gruppengespräche etc. – zu entwickeln, die im Alltag einer Wohngruppe zur Anwendung gelangen können. Es wäre also wünschenswert oder sogar notwendig, dass der Supervisor, der die Implementierung der Traumapädagogik in einer Einrichtung unterstützen und begleiten möchte, mit diesem Konzept vertraut ist und sich – etwa durch eigene Fortbildung – die notwendigen speziellen Kompetenzen angeeignet hat. So könnte sich möglicherweise eine „Traumapädagogische Supervision“ als ein neues Spezialgebiet im Spektrum supervisorischer Beratungsangebote entwickeln.

Literatur

- Glinka, H-J.: Biografie. In: Thiersch, O. (2001): Handbuch der Sozialarbeit-Sozialpädagogik, Neuwied, S. 207–220.
- Krautkrämer-Oberhoff, M./Hasenbein, K. (2005): Lebensbuch „Meine Geschichte.“ Kinderheim St. Mauritz. Münster. <http://www.st-mauritz.de> (30.7.2008).
- Ryan, T./Walker, R. (1997): Wo gehöre ich hin? Weinheim und Basel.
- Weiß, W. (2003): Philipp sucht sein Ich. Weinheim und Basel.
- Anschrift der Verfasserin: Maria Krautkrämer-Oberhoff, Osterst. 153, 48163 Münster.

BRÜCKEN ZUM MARKT

„Wenn man in der Wirtschaft arbeitet, muss man sich Fragen stellen lassen“

Ein Gespräch mit Hansjörg Becker

FoRuM Supervision: Wir sind auf Sie und Ihr Unternehmen aufmerksam geworden, als eine Kollegin erzählte, in Frankfurt gäbe es ein multiprofessionell arbeitendes Beratungsunternehmen, in dem auch Supervisoren tätig seien. Mittlerweile weiß ich, dass Sie als INSITE Interventions sogenannte Employee Assistance Programme (EAP), d. h. externe Mitarbeiterberatung anbieten. Was hat man sich da runter vorzustellen?

Hansjörg Becker: Lassen Sie mich ein wenig über den Anfang erzählen. Ich glaube, dann wird deutlicher, was wir als Beratungsleistung anbieten. Ich bin von meiner Grundprofession Analytiker und hatte immer schon ein großes Interesse daran, wie Organisationen eigentlich funktionieren. Als ich dann 1995 die Leitung einer Ambulanz übernommen hatte, traf ich dort einen amerikanischen Kollegen – Roger Lehman –, der von seinen in Deutschland lebenden Landsleuten häufiger gefragt wurde, ob er nicht einem Manager oder auch der Partnerin eines Managers bei beruflichen oder Integrationsproblemen helfen könne. Pragmatisch wie Amerikaner nun einmal sind, hat er daraufhin Spenden akquiriert und wir haben von der Ambulanz aus diesen Menschen sehr unbürokratisch geholfen.

Das war eigentlich die Geburtsstunde des Unternehmens. Mein Kollege, der mit einem unglaublichen Organisationstalent ausgestattet war, trat dann mit dieser Idee der externen Beratung an wichtige Ansprechpartner in unterschiedlichen Unternehmen heran. Da gab es viel Zuspruch, aber auch den frühzeitigen Hinweis darauf, dass wir ein „normales Geschäft“ daraus machen müssten, um mit der Wirtschaft in Kontakt zu kommen.

Zu dieser Zeit hat R. Lehman die Ambulanz verlassen, um für eine große amerikanische Beratungsgesellschaft zu arbeiten. Dieses Unternehmen war gerade damit beschäftigt, Antworten auf die Frage zu finden, wie man die Risiken, denen ihre jungen Mitarbeiter durch das dauernde Arbeiten an Leistungsgrenzen ausgesetzt waren, minimieren konnte. Zusammen mit dieser Firma haben wir dann unser erstes EAP entwickelt und hatten damit einen Kunden, noch bevor wir richtig am Markt waren. Diesen Glücksfall haben wir beim Schopfe ergriffen, ein eigenes Unternehmen gegründet und die angesprochene amerikanische Beratungsfirma war unser erster Kunde.

Das grundlegende Prinzip, mit dem wir arbeiteten, war relativ einfach: Wir haben die Mitarbeiter darüber informiert, dass sie bei persönlichen oder beruflichen Problemen eine Telefonnummer anrufen können, um sich dort vertraulich beraten